

»Eine Stadt muss sich entwickeln können.«

Meist wird nicht einmal ausgesprochen, was hier vorgeblich die Weiterentwicklung von Städten be- oder sogar verhindern könnte, gemeint ist die Bewahrung von gebautes Kulturerbe, historischer Bausubstanz. Und eine naheliegende Aussage fehlt ganz: Sollen sie sich positiv oder negativ entwickeln, zum Guten oder zum Schlechten? Das klingt vielleicht trivial; in Wirklichkeit aber ist es die entscheidende Frage. Denn wir kennen beides, positive wie negative Entwicklungen.

Zu dem positiven Erfolgsmodell – Motor von Kultur, Politik und Wirtschaft – sind unsere Städte geworden, weil an ihnen über Jahrhunderte kontinuierlich und auf breiter gemeinsamer Basis gearbeitet wurde – an den maßgeschneiderten Räumen, Bauten und Symbolen für die Gesellschaft, an der angemessenen Gestaltung und Anordnung ihrer öffentlichen Gebäude wie charakteristischen, aus den unmittelbaren Anforderungen entstandenen Bautypen und so letztlich eben den unverwechselbaren Stadtbildern. Das bewusste Arbeiten mit dem Überlieferten und das Aufbauen auf dem Erreichten – nicht der Bruch hiermit – waren Garantien für den Erfolg.

So sind auch heute noch die Städte die beliebtesten, die sich weiterhin erhalten, pflegen und behutsam entwickeln, gegebenenfalls sogar Teile kongenial ergänzen und wiederherstellen. Ja, oft sind sie so beliebt, dass sie, weil sie für ein breites Publikum unmittelbar attraktiv, lesbar und verständlich sind, unter dem zunehmenden Ansturm leiden und sogar Bewohner/innen wie Besucher/innen an andere Städte abgeben würden.

Letztere aber tun oft das Gegenteil, versuchen, sich immer wieder neu zu erfinden, und opfern für kurzlebige Moden und Projekte Einzelner ihre eigene historische Substanz. Das aber ist keine Grundlage für eine positive, nachhaltige Entwicklung, sondern für einen Teufelskreis der zunehmenden Unzufriedenheit mit den unansehnlichen und untauglichen Stadträumen und der deshalb immer schnelleren Veränderung.

»Eine moderne Gesellschaft braucht neuartige Stadträume und Gebäude.«

Würde das stimmen, müsste es im Umkehrschluss bedeuten, dass sich in historischen Stadtbildern kein modernes gesellschaftliches Leben entfalten könnte. Aber es fallen uns sofort zahlreiche Beispiele ein, in denen das offensichtlicher Unsinn wäre. Wie sieht es, um nur einige Hauptstädte zu nennen, in Paris, London, Rom, Wien und großenteils auch Berlin mit ihren weitgehend geschlossenen Straßenzügen und Plätzen aus – leben dort keine modernen Gesellschaften? Das würde wohl niemand unterstellen wollen; im Gegenteil werden genau dort allgemein Urbanität und Kreativität deutlich stärker wahrgenommen als in tiefgreifend ausgeweideten oder ganz neu am Reißbrett aufgebauten Städten.

Ein extremes Beispiel gibt die Schweiz mit ihrer basisdemokratischen, politisch besonders modernen Gesellschaft, die sich mit bewusstem Selbstverständnis in ihren historischen Gebäuden und Stadtbildern einrichtet. Umgekehrt sind es auffallend oft weniger demokratische Regimes, die sich mit avantgardistischen Bauprojekten als fortschrittlich darstellen wollen, wie mit den Regierungsbauten in Astana oder den Olympiabauten in Peking, und in großem Maßstab historische Baukultur abreißen lassen.

Nein, die Stadt für eine moderne Gesellschaft braucht weder riskante Experimente noch eitle oder gar unaufrichtige Selbstdarstellungen, sondern bewährte, funktionierende Räume für Begegnungen, kulturelle Teilhabe, Unterhaltung, Kreativität und Vieles mehr.

»Städte dürfen nicht zu Museen werden.«

Auch dieses Argument wird dann in die Diskussion geworfen, wenn ein einzelner Neu- oder Umbau in historischem Umfeld durchgesetzt werden soll; es malt ein Schreckensbild, die ganze Stadt würde »musealisiert« oder, wie auch oft zu hören, »unter eine Käseglocke« gesetzt, wenn eben dieses Projekt nicht realisiert würde. Nicht nur Entwicklung, auch Bewegungsfreiheit und sogar Atmen

würden eingeschränkt, mithin das Leben selbst. Mit der Wirklichkeit hat dieses Bild wenig zu tun, nicht für die Besucher/innen historischer Städte und schon gar nicht für deren Bewohner/innen. Sie nutzen keine Museums-, sondern intensiv les- und erlebbare Stadträume, in denen sich ein vielfältiges, kleinteiliges, kreatives Leben entfalten kann, und wollen sie gewiss gegen nichts Neues eintauschen. Denn gerade in ihrer Geschlossenheit erfüllen sie nach wie vor perfekt die existenziellen Aufgaben, für die sie gestaltet wurden. Noch dazu stimmt das Argument auch logisch nicht, befördert selbst die Musealisierung, die es kritisieren soll: Denn wenn sich das historische Stadtbild in einzelne Bauwerke auflöst, die unterschiedlichen Zeiten angehören, entsteht gerade daraus ein Museum oder Archiv für gelungene Kunstwerke oder aussagekräftige Dokumente ihrer jeweiligen geschichtlichen Epoche.

»Alte Städte und Gebäude sind stumme Zeugnisse vergangener Zeiten, sagen uns nichts mehr.«

Wäre das wahr, könnten wir historische Gebäude weder verstehen noch wertschätzen. Aber es ist natürlich nicht so. Ein großer Teil der Bevölkerung interessiert sich für historische Städte und Bauwerke, liebt und besucht sie; davon leben ganze Berufszweige und tragen zum Verständnis bei. Und sie sind nicht zuletzt deshalb so beliebt, weil sie per se kommunikativ und bedeutungsvoll sind und verständliche Botschaften vermitteln.

Die Gebäude, Wege und Plätze sind so angelegt und die Fassaden so gestaltet, dass sie zum Gespräch anregen. Sie geben Auskunft über die vielfältigen Beziehungen zwischen den einzelnen Akteuren und zur Gesellschaft, individuelle und gemeinsame Ziele, Verteilung und Ausgleich der Macht, Inhalte der Kunst und der Architektur, Analogien zum menschlichen Körper und Vieles mehr.

In dieser Vielschichtigkeit bildet sich das städtische Leben dauerhaft ab. Was vordergründig einfach als ein schönes, malerisches Stadtbild erscheint, erfüllt eine wichtige gesellschaftliche Funktion, die sich auch heute noch herauslesen lässt.

»Wie wir heute bauen, erfüllt die Aufgabe genauso gut.«

Ein ›Stil‹ dominiert: geometrische Quader, rechter Winkel von der Bauflucht bis zu den Details, radikale Abstraktion auf das gestalterische Minimum, neutrale ungegliederte Wände, ein Raster identischer Fenster – ein Modernismus, den man mit der kurzlebigen Kunstschule »Bauhaus« assoziiert und auch oft so benennt. Ein Stil also, der vor mehr als einem Jahrhundert unter besonderen kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Zeitumständen entstand und heute unter ganz anderen Bedingungen immer noch als zeitgemäß bezeichnet wird.

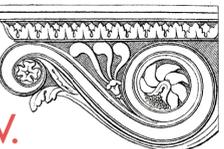
Es scheint vergessen, dass er immer wieder fundamental kritisiert worden ist, gerade für seine Sprachlosigkeit – das Gegenteil dessen, was die traditionelle Stadt und Architektur auszeichnete. Werden historische Gebäude zerstört, geht dieser kulturelle Beitrag verloren, während die typischen Bauvorhaben im »Bauhaus«-Stil nur wenige Ansatzpunkte für eine Kommunikation bieten. Gerade hierin liegt paradoxerweise ein Teil ihres Erfolgs begründet, werden damit doch klare Aussagen vermieden, die einen Austausch, aber auch Angriffspunkte bieten könnten.

Neben den kommunikativen sind auch die materiellen Eigenschaften nicht kompatibel. Historische Gebäude sind in das Ergebnis von Handwerk, körperlicher Arbeit und natürlichen, dauerhaften Baustoffen, was ihnen schon allein dadurch einen höheren kulturellen und materiellen Wert verleiht. Eine solche Qualität zu bauen, ist heute undenkbar, und den Unterschied sieht man sofort, wo beides nebeneinander steht, umso mehr noch nach wenigen Jahren Standzeit. Dank der Abschreibungspraxis und -mentalität der Wegwerfgesellschaft erlebt man trotzdem, wie selbst massivste Gebäude abgerissen werden, um neuen Platz zu machen, die kurzlebig ein fortschrittlicheres Image versprechen, aber mit ihrer weniger soliden Konstruktionsweise und modischen Attitüde auch eine deutlich kürzere Lebenszeit.

Gebautes Kulturerbe erhalten? Warum?

Provokationen & Gegenargumente

Friedrich-Weinbrenner-Gesellschaft e.V.



»Man muss mit der Zeit gehen, darf Fortschritt und Zukunft nicht aufhalten.«

Ein Kardinalfehler liegt in dieser Forderung, wenn die denkbar nebulösesten Begriffe Zeit, Zukunft und Fortschritt auf unsere reale Lebensumgebung angewandt werden, um die Weichen im Umgang mit ihr zu stellen – von der Bewahrung zur Veränderung. Es werden weder sicht- noch spürbare Ideen auf etwas mit allen Sinnen Erlebbares übertragen und sogar noch weiter verengt und miteinander verschmolzen, um den Druck zu erhöhen: Als gäbe es nur eine einzige Wahrnehmung von Zeit, Vorstellung von Zukunft und Form von Fortschritt. Letzterer zeigt gerade in Stadträumen und Bauwerken seine unterschiedlichen Gesichter, wie einen technischen (mehr Bequemlichkeit), wirtschaftlichen (mehr Profit) oder gesellschaftlichen Fortschritt (mehr Freiheit). Und die historische Stadt lebt vom ständigen Bemühen, diese Seiten miteinander in Einklang zu bringen; das ist zugleich ihre größte Leistung.

Die unterschiedlichen Gesichter des Fortschritts müssten also konkret benannt und gegeneinander verhandelt werden. Dies aber geschieht nicht mehr, während die dahinterstehenden Motivationen sogar immer weiter auseinanderdriften. Umso deutlicher zeigt sich dabei, dass ein Fortschritt in einem Bereich nicht automatisch zu einem Fortschritt in einem anderen führt, dass man die Zukunft nicht, wie oft nahegelegt, durch den Ersatz von historischen durch neue, avantgardistische Gebäude ›herbeibauen‹ kann, dass sich mit Bauwerken, die den Fortschritt mit ihren Formen symbolisieren sollen, nicht von selbst ein menschlicher, sozialer, politischer oder wirtschaftlicher Fortschritt einstellt.

Die Grundlagen für eine positive Zukunft müssten auf ganz anderen Gebieten als dem Umgang mit unserem Kulturerbe geschaffen werden. Je weniger aber ein wirklicher, dringend notwendiger Fortschritt wahrgenommen wird, umso mehr werden die wehrlosen Zeugen der Vergangenheit zum Opfer.

»Der Wunsch nach intakten Stadtbildern ist reine Nostalgie.«

Auch diese Behauptung arbeitet mit der einseitigen, hier aber negativen Besetzung eines Wortes. In Wirklichkeit jedoch war die ›Nostalgie‹ – als kritischer Vergleich der eigenen Gegenwart mit bestimmten Zeiten der Geschichte – immer wieder ein wirkungsvoller, positiver Impuls in der Modernisierung, gerade in den entscheidenden politischen und künstlerischen Reformwellen am Beginn des 19. wie dann auch des 20. Jahrhunderts. So steht ja auch gerade hinter der gegenwärtigen Orientierung am Modernismus der »Bauhaus«- und der Nachkriegszeit eine Nostalgie, die deren Fortschrittsoptimismus wieder aufleben lassen will. Und es ist sogar mehr noch eine eher romantisch als praktisch motivierte Nostalgie, weil jene Vorbilder nicht so sehr für funktionierende und attraktive Stadträume bekannt sind als für eben die ostentative Zurschaustellung einer Idee von Modernität durch den Verzicht auf Symbole, durch reine Geometrie und die Anlehnung an die Welt der Technik. Im Gegensatz hierzu zielt der Wunsch nach der Erhaltung intakter Stadtbilder nicht darauf, verlorene Zeiten, sondern vorbildhafte und bewährte Lösungen, mithin ein positives und produktives Verhältnis zur Vergangenheit, zurückzugewinnen.

»Nur Ewiggestrige setzen sich für das historische Stadtbild ein!«

Dieser Zusammenhang wird zunehmend offener und aggressiver konstruiert, um Bemühungen zum Erhalt von gebautes Kulturerbe zu diffamieren. Hier werden Argumente durch Polemik ersetzt, wonach das ›Rad der Geschichte‹ zurückdrehen und eine überlebte Gesellschaftsordnung wiedererrichten möchte, wer sich für die Pflege, Reparatur und gegebenenfalls Wiederherstellung von Stadtbildern einsetzt.

Dahinter steht ihrerseits die einseitige und überlebte Vorstellung, dass Bauwerke in erster Linie der Durchsetzung politischer Ideologien dienen, was höchstens in extremen Einzelfällen zutrifft.

Dass Menschen diese wichtigen und faszinierenden Leistungen wegen ihres vielfältigen, Zeiten überdauernden Wertes für unsere Kultur und damit auch gerade wegen ihrer Unabhängigkeit von Politik schätzen und sie erhalten oder vielleicht auch wiederherstellen wollen, wird in dieser Rhetorik ebenso ausgeblendet wie die schon oben gemachte Beobachtung, dass moderne Formen nicht auf moderne Inhalte schließen lassen und dass sie vielmehr von konservativen Seiten oft und gezielt eingesetzt werden, um nichts Wesentliches ändern zu müssen und von sozialem und politischem Fortschritt abzulenken.

Dies haben schon anerkannt fortschrittliche, ganz sicher nicht «ewig gestrige» Autoren beschrieben, wie Ernst Bloch, Herbert Marcuse oder Pier Paolo Pasolini. Wer modern sei, beweise es durch Taten, nicht durch Symbole, und zu leicht würde sich gerade die Architektur anbieten, um unmodernen Inhalten eine moderne Fassade zu verleihen.

»Einen Altbau zu erhalten ist teurer, als einen Neubau zu errichten.«

Diese Behauptung wird meist von Seiten aufgestellt, die von Abrissen und Neubauten profitieren, und auch in die Öffentlichkeit hinein als vermeintlich allgemeine, gesicherte Erkenntnis verbreitet, obwohl sie der Logik widerspricht, nach der es nicht mehr kosten kann, etwas schon Bestehendes zu ertüchtigen, als etwas Neues an seine Stelle zu stellen. Es mag Beispiele geben, in denen sich eine solche negative Rechnung aufgrund besonderer Schwierigkeiten im Altbau ergibt. Unabhängige Studien aber besagen, dass selbst eine komplette Sanierung in fast allen Fällen günstiger ist als ein Neubau. Dabei wird nicht einmal eingerechnet, dass die neu errichtete Bausubstanz erfahrungsgemäß in kürzerem Abstand und mit größerem Aufwand wieder ertüchtigt werden muss als die sanierte alte, die gewöhnlich solider, anpassungsfähiger und optisch zeitloser ist. Und natürlich müssen im Sinn der Ressourcen- und Umweltschonung auch die verdeckten Kosten berücksichtigt werden, etwa durch Entsorgung von Bauschutt oder durch Abschreibung.

Schon jetzt fordern Umweltgruppen, so weit wie möglich auf Neubauten zu verzichten und Altbauten weiterzuverwenden. Dies betrifft auch unzählige Umbauten, bei denen weitgehend unbeobachtet im Innern Werte zerstört werden – während sich längst ein Markt für die ausgebauten, oft noch gut brauchbaren und attraktiven Bauteile entwickelt hat.

»Für den Erhalt unserer Baudenkmäler gibt es die staatliche Denkmalpflege.«

Die Denkmalgesetzgebung ist weder europa- noch bundesweit einheitlich. Das schon allein schwächt ihren Stand. So konnte in Baden-Württemberg, in dessen Teilstaat Baden 1812 das erste deutsche Denkmalschutzgesetz erlassen wurde, die Institution der Denkmalpflege seit 2005 schrittweise in ihrer Eigenständigkeit und Durchsetzungskraft empfindlich beschnitten werden. Die flächendeckende Struktur wurde zentralisiert und noch stärker den politischen und wirtschaftlichen Interessen untergeordnet. 3 der 4 Denkmalämter wurden aufgelöst. Noch dazu wurden die Kriterien für eine Unterschutzstellung einerseits oder eine Veränderungs- und Abrissgenehmigung andererseits zugunsten der letzteren verschoben und diese damit wesentlich erleichtert. Die staatliche Denkmalpflege ist gegenüber den politischen Instanzen weisungsgebunden und hat in Gremien und Jurys, wo überhaupt einbezogen, nur beratende Funktion.

Da sie im Kulturerbe in erster Linie herausgelöste Dokumente von (kunst)geschichtlichem Aussagewert sieht, ist eine Unterschutzstellung zudem nur für besonders exemplarische und original erhaltene Kulturdenkmale vorgesehen. Der allergrößte Teil des historischen Baubestands bleibt davon ausgenommen. Der oft zitierte Begriff »Ensembleschutz«, der ganze Häusergruppen, Straßen- und Platzbilder schützen würde, ist rechtlich nicht verankert und also nicht bindend.

Die staatliche Denkmalpflege allein ist nicht in der Position, tiefgreifende Veränderungen und Abrisse von gebautes Kulturerbe zu verhindern. Umso entscheidender wird es werden, ob dessen Wert in Zukunft genauer erfasst und gegenüber seiner Überformung oder gar Zerstörung verteidigt wird.

Warum dieses Faltblatt?

Es wird sich wohl keine Stimme finden, die offen den Abriss von Kultur- und Baudenkmalen und die Zerstörung historischer Stadtbilder fordern würde. Vielmehr ist deren Schutz in der politischen Alltags- und mehr noch Sonntagsrhetorik fest verankert, insbesondere bei Gelegenheiten wie dem jährlichen »Tag des offenen Denkmals«.

In der Wirklichkeit aber ist aktuell zu registrieren, wie der Respekt vor gebautes Kulturerbe sinkt, was sich in tiefgreifenden Veränderungen und sogar Abrissen erhaltenswerter, oft auch offiziell geschützter Bauwerke niederschlägt, nachdem er seit der Nachkriegszeit kontinuierlich angestiegen war.

Hier tut sich also ein Widerspruch auf. Dass er kaum je angesprochen wird, im Folgenden wohl tatsächlich erstmals explizit, liegt nicht zuletzt daran, dass er von einer einfachen und deshalb umso wirkungsvolleren Rhetorik begleitet und unterstützt wird, die rechtfertigen soll, warum ein Stück Geschichte, das Jahrhunderte überlebt hat, dann doch zugunsten eines Neu- oder Umbauprojekts verschwinden oder wenigstens in seiner historischen Geschlossenheit beschnitten werden müsse.

So sind selbst die gängigsten »Argumente«, warum man das Bestehende nicht bewahren könne, wolle oder müsse, bislang noch nicht unter die Lupe genommen und durch Argumente entkräftet worden, was hier geschehen soll. Es liegt in der Natur dieser populistischen und simplistischen Argumente, dass die Entgegnungen weiter ausholen müssen, als es die Provokationen selbst tun.

September 2023

Texte: Ulrich Maximilian Schumann